

Commons entstehen immerzu

Angesichts kollabierender Systeme reicht das Gemeinschaffen in kleinen Nischen nicht mehr aus, meint der italienische Commonsforscher Massimo De Angelis. Stattdessen sollten commonistische Infrastrukturen, die quer zur kapitalistischen Verwertungslogik stehen, aufgebaut werden – nur wie?

Matthias Fersterer Massimo, wann hast du begonnen, Commons zu erforschen?

Massimo De Angelis Das war Mitte oder Ende der 1990er Jahre. Damals wurde mir bewusst, dass die Commons auf die eine oder andere Weise schon immer Teil meines Lebens gewesen waren. Dabei erkannte ich, wie grundlegend die Einhegung der Allmende – oder »ursprüngliche Akkumulation«, wie Marx das nannte – für die Verbreitung kapitalistischer Strukturen ist. Ich erkannte auch, dass es Einhegungen nicht nur zu Beginn des Kapitalismus gab, wie manche marxistische Strömungen annehmen, sondern immerzu und überall. Allerdings gibt es regelrechte Einhegungswellen – insbesondere nach gesellschaftlichen Umbrüchen, in denen neue Formen von commonsbasiertem Miteinander aufgetreten waren. Die neoliberale Phase, die Ende der 1970er Jahren begann, ist ein Beispiel einer solchen Einhegungswelle, die auf die internationale Welle antikapitalistischer Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre folgte. Dabei wurde mir bewusst, dass nicht nur die Einhegungen zum Kapitalismus gehören, sondern auch die Commons: Es gibt sie nicht nur in der europäischen Geschichte oder in marginalisierten Kulturen, sie entstehen immerzu. Und wenn sie eine kritische Masse erreichen, wenn sie die Ausbreitung des Kapitalismus behindern und sich nicht innerhalb kapitalistischer Strukturen verwerten lassen, dann beginnt die Einhegung.

Manchmal stelle ich mir Commoning als Myzel, als Pilzgeflecht, vor. Es wächst unter der Erde und immer mal wieder kommt ein Pilz an die Oberfläche. Dieser kann zertreten oder geerntet werden, aber das Myzel wächst weiter. Den Fruchtkörper zu zerstören, heißt also nicht Scheitern im absoluten Sinn. Die Sporen verbreiten sich und wachsen anderswo weiter. Das lässt mich hoffen, weil wir dabei an Traditionen anknüpfen können, die viel tiefer als die Einhegung reichen.

Ja, auch in hoffnungslosen Zeiten lässt sich hoffen. Das Myzel ist eine gute Metapher für das, was ich als »Pro-Commons« bezeichne, »pro« im doppelten Wortsinn: also *Proto-Commons*, weil sie *vor* formalisierten Mustern des Commoning kommen, aber auch *pro*, also *für* die Commons, weil sie grundlegend und zuträglich für deren Schaffung sind. Pro-Commons sind all jene Bereiche unseres Soziallebens, in denen Beziehungen zu einem wichtigen Wert werden, indem wir erkennen, dass erst durch Beziehungen – zueinander, zu anderen Lebensformen, zu Ökosystemen – gemeinschaftliche Lebensqualität entsteht. Gleichzeitig müssen wir aber aus der Myzelphase herauskommen, wir müssen Pilze züchten. Schließlich müssen wir essen! Aus den Pro-Commons müssen konkrete Formen sozialen Miteinanders hervorgehen, die den Wert von Beziehungen in die Bereiche von sozialer Infrastruktur und Produktion übertragen. Es geht um Formen, die den enormen

sozialen Ungleichheiten begegnen, die unseren Stoffwechsel mit der nicht-menschlichen Natur begrenzen und die dem gegenwärtigen Kapitalismus alternative Maßstäbe entgegenstellen. Beziehungen stehen darin an erster Stelle, nicht Tauschlogik, Wertschöpfung oder Profit, die gegenwärtig alles dominieren. An jedem Punkt unseres sozialen Miteinanders müssen wir uns fragen: Wie können wir diese Situation in ein Commons transformieren? Unsere Gegenwart erfordert Organisationsweisen, die sich rund um vielfältige soziale Reproduktion im denkbar pluralistischsten Sinn finden und gründen. Wir dürfen uns nicht damit zufriedengeben, Commons nur als lokale Experimente zu sehen. Nein. Wirklich jede Situation lässt sich als Commons betrachten und somit zumindest prinzipiell auch in ein solches transformieren. Wir müssen Wege finden, um die oberirdische Ebene zu verändern.

Ja, wir müssen das Commoning nähren, schon allein deshalb, weil die gegenwärtigen Strukturen zusammenbrechen. Alles deutet darauf hin, dass nationalstaatliche und marktökonomische Strukturen weiter bröckeln und kollabieren. Gemeinschaffen heißt auch, das, was wir in der Zukunft sehen wollen, schon hier und heute vorauszuleben und vorauszulieben. Die Zukunft entsteht wesentlich in der Gegenwart, denn das gegenwärtige soziale Miteinander bestimmt die Richtung, in die die Zukunft weist. Aber welche Zukunft? Wenn wir die gegenwärtig vorherrschenden Arten sozialen Miteinanders – profitfixiert, extraktivistisch, ausbeuterisch, auf Akkumulation abzielend – fortschreiben, dann werden sich unsere enormen sozialen und ökologischen

Probleme noch verstärken. Derzeit weisen alle Trends zu ökologischem Kollaps, Krieg, Umweltzerstörung und Völkermord. Wer wird dann wie überleben? Wie können wir durch die gegenwärtige Lage, die von internationalen Spannungen, weiteren Kriegen und der Bedrohung durch nukleare Vernichtung geprägt ist, hindurch navigieren? Ganz zu schweigen von der Klimakrise: All die gebrochenen Versprechen aus fast dreißig Jahren COP-Konferenzen, all das Gerede über Green New Deal und Energiewende, während sich die weltweiten CO₂-Emissionen seit der ersten COP-Konferenz 1995 mehr als verdoppelt haben. Wir haben das 1,5-Grad-Ziel verfehlt, steuern bis zum Ende des Jahrhunderts auf 3,1 Grad Erderwärmung zu, und es gibt einen dramatischen Verlust an Biodiversität. Noch vor ein paar Jahren galt eine Erwärmung des Weltklimas von durchschnittlich 3 Grad als Alptrahmszenario – doch das ist der Pfad, auf dem wir uns aktuell befinden. Wenn wir nicht handeln, sind wir bald bei 4 oder 6 Grad. Das Problem ist, dass die vorherrschende Praxis unseres sozialen Miteinanders der Notwendigkeit sozialer Reproduktion auf ganzer Linie entgegenläuft. Punkt. Aus diesen Trends spricht keine Hoffnung. Hoffnung liegt in der Kraft, die sich aus den Widersprüchen der Gegenwart speist und sich in neuen Praktiken und neuen Systemen verortet, die auf einem völlig anderen Wertgefüge als denen des gegenwärtigen sozialen Miteinanders gründen: in dem die Profit- und Tauschlogik durch Beziehungslogik ersetzt wird. Die Myzel-Hoffnung ist nicht zukunftssträchtig, wenn wir nicht auch Wege finden, neue Praktiken, Strukturen, Strömungen und Systeme konkret werden zu lassen, die einen Nährboden für das Gemeinschaffen bilden. Das Myzel muss Pilze hervorbringen!

Sicher, wenn wir uns an den gegenwärtigen Trends orientieren, gibt es keine Hoffnung. Begründete Hoffnung entsteht für mich hingegen daraus, dass Menschen ihre Lebenspraxis verändern. Dafür gibt es viele ermutigende Beispiele. Allerdings kann ich kein kollektives »Wir« erkennen, das zu globalem Wandel willens oder fähig wäre! Wir sind hier mit vierzig Gleichgesinnten beim Workshop »Commoning Beyond Growth« in Nottingham. Wir alle arbeiten seit Jahren und Jahrzehnten auf sozial-ökologischen Wandel hin, aber dieser hat sich nicht auf einer größeren Ebene ereignet. Es steht schlichtweg nicht in deiner oder meiner Macht, Regierungen und Konzerne eine 180-Grad-Wende vollziehen zu lassen.

Deshalb muss sich dieses »Wir« durch neue Organisationsweisen, die sowohl neue Wege der sozialen Reproduktion schaffen, als auch das Kapital in seine Schranken weisen, als wirksame soziale Kraft begründen. Es gibt Anzeichen dafür, dass eben dies gerade geschieht. Etwa indem sich ökologische Bewegung und Arbeiterbewegung zusammenschließen. Zunehmend wird erkannt, dass die Weise, wie wir unser Leben im Kapitalismus reproduzieren, destruktiv ist. Gleichzeitig gibt es aber auch die Trägheit der Masse und ein verbreitetes Gefühl von Ohnmacht - beides hat mit unserer hohen materiellen und symbolischen Abhängigkeit von den Strukturen des kapitalistischen Systems zu tun. Wir sollten Commons auf einer anderen Ebene betrachten: Es wird Zeit, dass die Commonsbewegung erkennt, dass es nicht nur darum geht, Ressourcen zu teilen und zu verwalten, sondern auch darum, die vorherrschenden Produktionsweisen herauszufordern. Kämpferische Commons sind auch eine Form von Commons, und viel kämpferisches Potenzial liegt heute im Feld demokratischer Teilhabe.

Dabei sind Bewegungen wichtig, die in jeglicher Hinsicht »transversal« sind - also quer, seitwärts, zum gegenwärtig vorherrschenden System wirken und Verbindungen schaffen - und die nicht nur neue Identitäten und Subjektivitäten, sondern auch neue Weisen sozialer Reproduktion hervorbringen.

Vieles davon geschieht an Orten des Gemeinschaftens, über die Oya berichtet und an denen Oya entsteht. In der Lebensgemeinschaft Klein Jasedow, in der ich seit sechzehn Jahren lebe, sind wir drei Dutzend Menschen in vier Generationen, die versuchen commonische Lebensweisen vorauszuleben. Im Rahmen unserer Möglichkeiten versuchen wir, anderen Strukturen von Reproduktion und Produktion aufzubauen: Wir haben einen landwirtschaftlichen Betrieb, eine gemeinsame Ökonomie, publizieren gemeinschaftsgetragene Bücher und Zeitschriften, haben die Kampagne *Achergifte? Nein danke!* ins Leben gerufen und eine freie Schule gegründet. Obwohl wir geldleicht und ökologisch bewusst leben, ist uns klar, dass auch wir weit über unsere Verhältnisse leben, weil wir Teil von Strukturen sind, die jenseits unseres Einflussbereichs liegen.

Wir haben viel über die Commons als marginale Organisationsformen nachgedacht, die in den Zwischenräumen sozialer Kooperation wirken. Das ist wichtig. Aber das Ausmaß der gegenwärtigen Krisen und Zukunftsaussichten erfordert, dass wir uns auf eine andere Ebene bewegen: Wir müssen darüber nachdenken, wie wir die Öffentlichkeit und die gigantischen Versorgungsketten, die gegenwärtig von Konzernen bewegt werden, in etwas transformieren können, das den Commons zumindest ähnelt. Wir müssen uns kollektiv dem Problem der Suffizienz zuwenden, müssen uns fragen, was wir wirklich

brauchen. Das sollte nicht als Verzicht gesehen werden, sondern als Chance, unser soziales Miteinander so zu gestalten, dass alle erfüllt, frei und würdevoll leben können. Den gegenwärtigen Trends zufolge steuern wir auf katastrophische Szenarien zu, die eben darin wurzeln, wie wir heute unser soziales Miteinander gestalten! Zum Beispiel das Gesundheitssystem: In Italien werden der öffentlichen Gesundheitsversorgung seit Jahren die Mittel entzogen, was zu langen Wartelisten führt, während private Kliniken staatlich gefördert werden. Das ist organisierte Dummheit! Was würde es hingegen bedeuten, wenn das Gesundheitswesen und andere Sektoren wie Fertigungsindustrie, Landwirtschaft, Forschung und Design zu Commons würden? Welche Bedürfnisse und Wünsche, die nicht auf Kapitalreproduktion sondern auf sozialer Reproduktion gründen, sollten wir decken? Was würde es bedeuten, wenn ein Landstrich zum Commons würde? Es geht darum, uns zu fragen, welche Maßstäbe wir anlegen wollen, und wie wir dies in den Zusammenhängen, in denen wir jeweils wirken, umsetzen können: Was wollen wir produzieren und was nicht? Wann und wie wollen wir es produzieren? Wer soll es produzieren? Und wie viel? Wollen wir mehr Plastikflaschen produzieren, oder stattdessen öffentliche Trinkwasserbrunnen in unserer Städten einrichten und Plastikflaschen verbieten? Ich wäre für Brunnen.

Ich auch! Aber die kapitalistische Verwertungslogik ist hartnäckig. Du und ich können zwar Plastikflaschen meiden, vielleicht sogar Brunnen bohren, aber nicht den Trend zu immer mehr Plastik umkehren.

Ja und nein. Wenn wir vereinzelte Individuen sind, die nur mit dem tagtäglichen Überleben

beschäftigt sind, dann nein. Wenn wir uns hingegen mit anderen und mit bestehenden Bewegungen zusammentun, dann können wir ein größeres soziales Subjekt mit größerer Handlungsmacht bilden. Verbindung erzeugt soziale Wirkmacht.

Genau! Deshalb ist es ja so wichtig, Gemeinschaften, Kollektive, Netzwerke zu bilden. Das ist es übrigens auch, was ich eingangs mit dem Myzel meinte ...

Wie schon gesagt, die beziehungshaften Werte, die wir im sozialen Myzel nähren – in den Pro-Commons –, sind eine notwendige Voraussetzung, aber das reicht nicht. Und es gibt auch Gemeinschaften, Kollektive und Netzwerke mit patriarchalem Machtgefälle, die »Andere« – marginalisierte Gruppen wie etwa Menschen mit Migrationshintergrund – ausgrenzen. Dafür dürfen wir auch innerhalb von Commons nicht blind sein! Solange Machtstrukturen normalisiert werden, lassen sie sich nicht überwinden. Wenn wir sie jedoch sichtbar machen, können wir ihnen bewusst entgegenwirken.

In meinem Verständnis sind Commons von gleichwürdigem Miteinander geprägt.

In meinem nicht. Wir sollten Commons nicht so fassen, dass wir auf einem moralisch hohen Ross sitzen. Ungerechtigkeit macht auch vor Commons nicht halt. Es gibt »korrumpierte Commons«, um einen Begriff von Michael Hardt and Antonio Negri zu verwenden,¹ und es gibt »verkackte Commons«, *fucked-up commons*, wie ich gern sage, die hierarchische Machtbeziehungen replizieren, aufgrund derer festgelegt wird, was auf welche Weise geteilt wird. Wir müssen vorsichtig sein, denn Machtstrukturen neigen dazu, sich zu wiederholen. Deshalb ist es so

wichtig, dass die Praxis des Commoning – also das, was ein Commons hervorbringt – fluide bleibt. Dieses Fließen kann auch Widerstand gegen verfestigte kulturelle Altlasten beinhalten. Davor sollten wir nicht zurückschrecken.

Ein Satz von dir, mit dem ich mich intuitiv verbinden konnte, begleitet mich schon lange. In *Omnia Sunt Communia*² hast du geschrieben, dass Indigenität nicht etwas Exotisches sei, sondern mit den Commons, egal wo, verbunden sei. An einem Ort heimisch zu werden, heißt demnach auch, auf der Planetin als Ganzer heimisch zu werden.

Ja. Indigenität bedeutet für mich, zugleich Gaia und unser Heim zu bewohnen, aktiv Probleme vor Ort anzugehen und Wege zu finden, wie sich dissident sein lässt. Wenn wir auf unsere europäische Geschichte blicken, dann war das noch bis vor wenigen Generationen in gewissem Maß selbstverständlich. Bei meiner Reise in die Anden in Südamerika habe ich erlebt, wie Menschen sich um die Gegebenheiten vor Ort kümmern, unter schwierigen Umständen gemeinsam aktiv werden und Verantwortung für ihr Leben übernehmen – sie helfen einander, bauen Infrastrukturen auf, verteilen Ressourcen, sorgen füreinander, erledigen Aufgaben reihum und mobilisieren ihre Familien und Gemeinschaften zu Protestaktionen. Bis vor achtzig Jahren setzte sich die Generation meiner Großeltern im ländlichen Italien auf ganz ähnliche Weise mit den Problemen auseinander, die sich ihnen kollektiv stellten. Damals gab es alle möglichen formalisierten und informellen Organisationsweisen, eingebettet in die moralischen Ökonomien, die sie nährten und ernährten. Vieles davon ist verlorengegangen, vieles wurde in neuer Form wiederentdeckt – nicht nur in ländlichen,

sondern auch in städtischen Räumen: in Gemeindezentren, Stadtgärten, Lebensmittel-Kooperativen, solidarischen Netzwerken usw. Es wäre so wichtig, dass mehr Menschen diesen Geist der Selbstorganisation in kollektive partizipatorische und demokratische Prozesse tragen. Dann lässt sich nämlich fragen: Wie wäre es, mit dieser indigenen Haltung in unserer von kapitalistischer Verwertungslogik dominierten Welt heimisch zu werden?

Ich musste gerade an Ailton Krenak denken, der als Sprecher der Krenak am Rio Doce im Amazonasregenwald sagte: Wir können unsere Heimat nicht verlassen. Selbst wenn das Bergbauunternehmen unseren Fluss vergiften und die Regierung Militärgewalt aufführt, bleiben wir.³ Das ist ein kraftvolles Beispiel für Indigenität und Widerstand.

Das ist eine starke Position, und 500 Jahre indigenen Widerstands angesichts von Völkermord zeugen von dieser Stärke. Die Geschichte zeigt allerdings auch, dass Körper und Wille gebrochen werden können, wenn nur ausreichend genozidale Gewalt verübt wird. Dein Beispiel erinnert mich an das »Heilige«. Bei der Widerstandsbewegung

¹ Michael Hardt and Antonio Negri, *Commonwealth* (Harvard University Press 2009).

² Massimo De Angelis, *Omnia Sunt Communia* (ZED Books 2017), S. 23.

³ Ailton Krenak, »Leben ist nicht nützlich«, in: *Oya 70/2022*, S. 24f.

⁴ Siehe dazu auch Claus Biegerts Reisejournal »Einladung nach Window Rock« auf S. 46 in diesem Almanach.

Es ist wichtig, dass die Praxis des Commoning – also das, was ein Commons hervorbringt – fluide bleibt.

rund um die Dakota Access Pipeline in den USA in Standing Rock, ließ mich ein Foto von Native Americans aufmerken. Sie hielten ein großes Banner mit der Aufschrift: »Defend the sacred« (Verteidigt das Heilige).⁴ Gewiss, das Land ist ihnen heilig. Aber den Energiekonzernen ist es auch heilig, wenn auch auf völlig andere Weise. Was ist das Heilige? Das Wichtigste, das Höchste, das, was unantastbar ist, weil du ein Teil davon bist. Es ist allerdings nicht so, dass nur die Indigenen das Heilige verteidigen würden. Die Energiekonzerne haben einfach eine völlig gegensätzliche Auffassung davon, was heilig sei. Es geht also um einen Konflikt bei der Verteidigung des Heiligen. Was den indigenen Gemeinschaften heilig ist, das ist zum Beispiel die durch die Pipeline bedrohte örtliche Trinkwasserversorgung, das sind die alten Grabstätten und Kulturstätten, das ist ein Leben in Verbundenheit mit dem Land und mit den Ahnen, mit ihrer Geschichte, mit ihrer Kultur und miteinander. All das wird jedoch im Namen dessen, was dem Energiekonzern heilig ist, unterwandert: der Jahresbilanz. Wir müssen diesen Konflikt anerkennen und uns entscheiden, was uns heilig ist. Mit diesem Konflikt im Bewusstsein lässt sich ganz anders über Commons und gesellschaftliche Transformation nachdenken.

Eine andere Definition des Heiligen wäre: Das, was sich nicht veräußert lässt. Ich lebe als Commoner, so gut ich eben kann, weil es das ist, was mir heilig ist. Baust du immer noch alte Getreidesorten an?

Nein. Das war eine gute Erfahrung, aber es gab verschiedene Schwierigkeiten. Im Moment schreibe ich ein Buch über die »Kapitalpyramide«. Das verlangt mir viel Energie ab. Ich versuche zu beschreiben, auf welcher hochkomplexen Weise wir kollektiv mit dem System, das wir Kapitalismus nennen, verwoben sind. Und ich frage, wie wir unsere materielle und symbolische Abhängigkeit davon verringern können, was mich wiederum zu Fragen von Wahrnehmung, Bewusstsein und Wertepaxis bringt. Wie können wir die Welt, in der wir leben, deren Teil wir sind und deren materielle und symbolische Kreisläufe auch wir tagtäglich reproduzieren, kritisch beobachten? Um ein kritisches Bewusstsein dafür, was wir da eigentlich tun, zu entwickeln, müssen wir uns selbst gewissermaßen von außen beobachten.

Als wären wir Anthropologen unseres eigenen Lebens.

Ja, das trifft es gut. Früher haben wir von Klassenbewusstsein, feministischem Bewusstsein, Umweltbewusstsein und postkolonialem Bewusstsein gesprochen – heute müssen wir uns all dessen und vielleicht noch mehr gleichzeitig bewusst werden.

Hab Dank für deine Reflexionen – ich freue mich darauf, dein Buch zu lesen!